

DIE FACKEL

Nr. 30

WIEN, ENDE JÄNNER

1900

Über den Kampf, den fünfzigtausend Kohlengräber gegen ihre Ausbeuter führen, schreibe ich heute nicht. Die elementare Wucht der öffentlichen Meinung, die selbst der von den Grubenbesitzern erkaufte Presse eine heuchlerische Haltung aufzwingt, bedarf keines Antriebes. Aber da jetzt zum erstenmal in Österreich eine Regierung der Pflicht sich bewußt ward, das öffentliche Interesse, das beim Arbeitsvertrag in Frage kommt, zu schützen, ist der Kampf zwischen der Staatsgewalt und einer Kapitalistengruppe zum wesentlichen Gegenstande der Betrachtung geworden. Über seinen Verlauf werde ich, wenn es zur Entscheidung kommt, mich zu äußern haben.

* * *

Da ich jüngst eben im Begriffe war, unserer k. k. Post von der liebevollen Sorgfalt abzuraten, mit der hierzulande an bosnische Studenten adressierte Briefe vor der Zustellung »amtlich geschlossen« werden, kam die telegraphische Kunde, daß reichsdeutsche Abgeordnete über die gleiche Aufmerksamkeit der österreichischen Postbehörden Klage geführt hätten. Unsere öffentliche Meinung erschrak heftig, wollte es nicht glauben, daß das einzige Kabinett in Österreich, das im ewigen Regierungswechsel durch alle Zeiten feststeht, das schwarze sei, und beruhigte sich in den Tagen des § 14 bei der Versicherung zweier höherer Postbeamten, daß durch einen andern Paragraphen des Staatsgrundgesetzes das Briefgeheimnis geschützt sei. Das reichsdeutsche Parlament tagt, und es ist darum Aussicht vorhanden, daß die Interessen der österreichischen Völker ein wenig vertreten werden. Und wenn wir, sei es aus mißverstandenen Patriotismus, sei es aus Indolenz, uns mit der jetzigen Behandlung unseres Briefgeheimnisses abgefunden haben, so müssen die deutschen Interpellanten durch Herbeischaffung des angekündigten Materials für unsere Aufmunterung sorgen. Mit einer flüchtigen Korrespondenz zwischen den Herren v. Podbielski und v. Neubauer ist nicht gedient; hier könnte eine Verletzung des Briefgeheimnisses uns bloß eine Reihe artiger Phrasen offenbaren, und zwar auf der einen Seite: die übliche Versicherung, daß »hieramts nichts von Mißbräuchen bekannt« sei und daß auch in Zukunft »tunlichst« für alles Mögliche gesorgt werden solle, auf der anderen: die Verwahrung, daß irgend jemand in Deutschland an eine Illoyalität der österreichischen Ämter auch nur im Traume gedacht habe. In Wahrheit steht die Sache so, daß die überflüssige und groteske Aufregung, in die unsere Behörden seit der Konvertierung des Herrn v. Schönerer geraten sind, draußen einiges Mißtrauen wachgerufen hat, und daß man dort ernstlich der Meinung ist, bei uns sei der »Los—von—Rom«—Bewegung die Parole »Los vom Briefgeheimnis« entgegengestellt worden. Ein in Wien sesshafter Reichsdeutscher, der bisher auch nicht einen Moment daran gedacht hatte, den Wiener Gemeinde-

rat zu einer antipapistischen Liga umzugestalten, behauptete kürzlich, daß er es absolut nicht einsehen könne, warum die Briefe, die ihm seine Mutter aus Berlin schickt, täglich in »amtlich geschlossenem« Zustande an ihn gelangen. Manche, die sich über dies und das hinwegzusetzen vermöchten, sind wieder über die plumpe Art der Schließung, unter der die Kuverts so sehr leiden, ungehalten. Aber für das Vorurteil, das jetzt im Reiche die Anerkennung der sonst so tüchtigen österreichischen Postverwaltung beeinträchtigt, ist gewiß das Schreiben bezeichnend, das die Redaktion der '*Münchner Neuesten Nachrichten*' vor einiger Zeit an einen ihrer Wiener Mitarbeiter gerichtet hat, der es mir freundlichst zur Verfügung stellt: »P. scr. Versäumen Sie, bitte, nie, Ihre Briefe an unsere Redaktion *ingeschrieben* abgehen zu lassen. Bei dem zärtlichen derzeit. Verhältnisse Ihrer Postbehörde zu unserem Blatte kann man nie wissen ...«

* * *

Die 'Neue Freie Presse' und der Zeitungsstempel.

'N. Fr. Pr.', 16. Jänner, Seite 7.
[*Eine Beschwerde gegen das Zeitungs-Postamt.*] Wir erhalten folgende Zuschrift: »Sehr geehrte Redaktion! Ich habe am 30. v. M. beim hiesigen Zeitungspostamt mehrere ausländische Journale abonniert, für welche ich neben dem Abonnementspreise auch den Zeitungsstempel entrichten mußte, da das Gesetz über die Aufhebung des Zeitungsstempels damals amtlich noch nicht publiziert war. Mit Rücksicht auf die mittlerweile erfolgte kaiserliche Sanktion verlangte ich heute im Zeitungspostamte die Rückgabe der von mir eingehobenen Stempelgebühr, welche jedoch der amtierende Beamte mit der Motivierung verweigerte, daß eine auf den Rückersatz des Zeitungsstempels bezügliche Weisung bisher nicht erflossen sei. Ich erlaube mir nun die Anfrage, mit welchem Rechte das Ärar diese Rückerstattung verweigert, die zu verlangen ich doch unbedingt berechtigt bin. Mit vorzüglicher Hochachtung etc.«

'Fackel' Ende Jänner, Seite 3.
[*Eine Beschwerde gegen die 'Neue Freie Presse'.*] Ich erhalte folgende Zuschrift: »Sehr geehrte Redaktion! Ich habe am 30. v. M. die 'Neue Freie Presse' abonniert, für welche ich neben dem Abonnementspreise auch den Zeitungsstempel entrichten mußte, da das Gesetz über die Aufhebung des Zeitungsstempels damals amtlich noch nicht publiziert war. Mit Rücksicht auf die mittlerweile erfolgte kaiserliche Sanktion verlangte ich heute im Administrationslokale die Rückgabe der von mir eingehobenen Stempelgebühr, welche jedoch der Beamte mit der Motivierung verweigerte, daß eine auf den Rückersatz des Zeitungsstempels bezügliche Weisung von den Herren Bacher und Benedikt bisher nicht erflossen sei. Ich erlaube mir nun die Anfrage, mit welchem Rechte die 'Neue Freie Presse' diese Rückerstattung verweigert, die zu verlangen ich doch unbedingt berechtigt bin. Mit vorzüglicher Hochachtung etc.«

* * *

MAN MUSS SICH TOT MELDEN.

Zu diesem unerschöpflichen Thema erhalte ich noch folgende Mitteilungen:

Geehrter Herr Kraus! Für die Südbahn ist also jetzt einiges Interesse vorhanden. Gemeinderäte befassen sich mit ihr, das Publikum macht seine Glossen über sie, und die Regierung traktiert sie mit Investitionsaufträgen. Das ist nun diesem Veilchen, das so gern im Verborgenen geblüht hätte, natürlich höchst unangenehm, der Verwaltungsrat der Südbahn verträgt so scharfe Beleuchtung nicht, und darum hat er durch ein langatmiges, mit betäubendem statistischen Material versehenes Rechtfertigungsschreiben an die Regierung den Gegenstand wieder zu verdunkeln und zu verwirren gesucht. Er spricht darin von den zahlreichen und kostspieligen Investitionen, die er in den letzten Jahren gemacht haben will; für Geleiseanlagen, neue Lokomotiven und Waggons, Signaleinrichtungen u. dgl. will er Millionen ausgegeben haben. Die arme verfolgte Unschuld merkt nicht, wie schwer sie sich gerade dadurch anklagt. Wenn 10 Millionen Gulden Investitionen keine — selbst dem Personal nicht — merkliche Veränderung in der Betriebssicherheit hervorbringen, was muß das für eine grauenhafte Lotterwirtschaft gewesen sein! So und so viel Lokomotiven seien neu gebaut worden. Aber am Brenner platzt am 17. Oktober 1899 bei einer Vorspann—Lokomotive das Feuerrohr, weil die nötigen Reparaturen schlecht gemacht worden waren und die Feuerrohre, statt gegen neue ausgewechselt zu werden, nur notdürftig verstopft wurden. Mit solchen Maschinen werden Bergfahrten gemacht. Geleiseanlagen seien hergestellt worden. Aber am 23. Oktober entgleisen Vorspann— und Zugslokomotive des Postzuges 13 in der Station Brenner, weil der südliche Einfahrtswechsel verrostet und unverlässlich ist, worauf der Monteur übrigens *längst vorher aufmerksam gemacht hatte!* Am selben Tage entgleist aus ähnlichem Grunde in Calliano eine Lokomotive und wieder aus ähnlichen Ursachen am 13. November drei Waggons des Nord—Süd—Expresszuges Nr. 8 beim Einfahrtswechsel in Salurn. Und so weiter. Freilich, ein solcher Augiasstall ist mit 10 Millionen nicht zu reinigen, um so weniger, als es sich hier um ein alteingefressenes Übel handelt. Schreibt mir doch ein gewesener Südbahnbeamter, daß vor zwölf Jahren in Vöslau allein innerhalb elf Monaten elf Unglücksfälle passiert seien, ohne daß davon das Publikum etwas erfahren hätte. Derselbe Briefschreiber teilt mir ein Gespräch mit, das zu charakteristisch ist, als daß ich es nicht publizieren sollte: Einige Tage nach seiner Versetzung nach Vordernberg fiel ihm auf, daß die Züge Leoben—Vordernberg keine Zugsleine hatten. Er fragt den Zugsführer nach der Ursache, der lächelt ihn freundlich an: »Mir brauchen da scho lang kane!« Mein Gewährsmann macht den Stationschef auf die Gefahr der Steigung aufmerksam (zwischen Hafhing und Friedauwerk 1 : 40); der macht ein ungläubiges Gesicht und fragt dann selbst den Zugsführer: »Warum sind Sie heute ohne Zugsleine gefahren?« »Aber Herr Stationschef, wissen S' denn nôt, daß m'r scho seit zwa Jahrn ohne Zugsleine fahren? Beim Obanehmen

ham's ma ja alleweil den Strick zerschnitten, weil's alleweil d'rüberg'fahn sein! Na, und da hab'n mer'n halt liaber ganz weggeb'n — hat eh zu nix g'nutzt!«

Die verfolgte Unschuld schreibt auch von über 600 Personen, um die sie den Bedienstetenstand vermehrt, »ungeachtet« 44 Personen, die sie bei der Übernahme der Verbindungsbahn durch die Stadtbahn frei bekommen habe. »Ungerechnet« hat nämlich die löbliche Verwaltung nicht sagen können, weil sie von diesen 44 die eine Hälfte in Pension gab, die andere in die Direktion übernahm, ohne dafür auch nur einen einzigen Mann mehr auf die Strecke hinauszugeben! Bei solch dreister Flunkerei vor der Öffentlichkeit und vielleicht auch vor der Generalinspektion muß man freilich sehr bald — »ungeachtet« werden.

Ich will's daran vorläufig genug sein lassen. Sollte aber die Sanierung nicht rascher vor sich gehen und vielleicht auch das Eisenbahnministerium lahme Beine bekommen, so werde ich im gegebenen Zeitpunkte dem Erinnerungsvermögen der Öffentlichkeit wieder nachhelfen. Steht die Südbahn auch nicht unter Sequester, so soll sie doch unter Polizeiaufsicht stehen.

Dr. W. Ellenbogen.

*

Die Südbahndebatte im Wiener *Gemeinderat* hat wieder einmal gezeigt, daß die Liberalen so klug sind, wie zuvor. Man hat sie jahrelang die Korruptionspartei gescholten, und unter diesem Schlagworte sind in den letzten Wahlkämpfen die Antisemiten Sieger geblieben. Der Vorwurf der Korruption hat nun im Laufe der Zeit viel von seiner Schärfe verloren; rechts und links wurde so Großes auf diesem Gebiete geleistet, daß der beschränkte Wählerverstand sich nicht mehr recht auskennt und daher vorzieht, die Nase als untrügliches Zeichen der Parteizugehörigkeit anzusehen. Diesem Übelstande mußte abgeholfen werden. Die Liberalen unterscheiden sich nun von den Antisemiten nicht mehr bloß durch ihre Nasen, sondern auch durch eine große Tat, die nicht genug gerühmt werden kann; unter ihnen haben sich »Vierzehn« gefunden, die für die Südbahn gekämpft haben. Das nennt man »unentwegt«. Diese Wackeren kümmert es nicht, wenn der Schienenweg durch entgleiste Maschinen und ineinandergefahrene Waggons verrammelt ist; sie sind also im eigentlichen Sinne des Wortes unentwegt. Ihre Namen sollten in goldenen Lettern die Wände des Gemeinderatssaales schmücken. Künftige Geschlechter mögen mit Ehrfurcht auf jene Männer hinweisen, die für die Freiheit der Südbahn gekämpft haben und mannhaft dafür eingetreten sind, daß der österreichische Staatsbürger sein Blut nicht bloß dem teuren Vaterland, sondern auch der noch teureren Südbahn zu opfern habe.

Unter den »Vierzehn« ragen zwei Männer besonders hervor, Herr Lucian *Brunner* und Herr Dr. August *Nechansky*. Herr Brunner, dem man — er ist Großaktionär der Schweizer Bahnen — ein gewisses fachmännisches Vorurteil in Sachen der Südbahn schon zutrauen kann, hat überdies die nationale Eigentümlichkeit, alle Dinge vom Standpunkte des Judentums aus zu betrachten. »Was haben unsere Leut' davon?« So ungefähr mag Brunner sich selbst fragen, bevor er für oder wider einen Antrag Stellung nimmt. Die letzten Unglücksfälle auf der Südbahn haben nun allerdings in Steiermark stattgefunden. Die Strecke »Wien—Baden« ist verschont geblieben. Die Wähler des Herrn Brunner waren also gar nicht gefährdet. Bevor nicht etwa einmal im Sommer der Eilzug, der um 4 Uhr nachmittags von Wien nach Baden fährt, entgleist, findet Herr Brunner keinen Anlaß, die Südbahn anzugreifen.

Anders steht die Sache bei Herrn Dr. Nechansky. Seine advokatorische und gemeinderätliche Tätigkeit ließ ihm so viele Mußestunden, daß er darauf verfiel, eine Fähigkeit, die er nach längerem Suchen bei sich gefunden hatte, zur Kunstfertigkeit zu entwickeln. Er ist Coupletsänger geworden. Heute singt er im Salon Kielmansegg vor einem Parkett von Exzellenzen und Gräfinnen, morgen beglückt er die haute finance mit seinen kraftlosen Witzen, und dafür erhält er zwar kein Geld, wie jene Kollegen vom Couplet, die nicht zugleich auch Gemeinderäte sind, aber überall gute Worte. Und nun kommen diese lästigen Sitzungen, in denen Herr Nechansky Opposition machen soll! Um 6 Uhr hat er die Rolle eines ernstern Politikers zu spielen, während er bereits an die Hanswurstiaden denkt, die er um 9 Uhr bei Kielmanseggs zum besten geben soll. Ist es da nicht verzeihlich, wenn er schon um 6 Uhr in die 9 Uhr—Stimmung gerät? Nechansky soll denselben Lueger angreifen, der ihm einige Tage vorher das höchste Lob über seine künstlerischen Leistungen zuteil werden ließ. Oder er soll gar die Sequestration der Südbahn verlangen! Was denn noch? Nechansky ist doch ein guter Freund des Herrn v. Bezecny, er kennt also jedenfalls auch den Herrn v. Chlumecky. Und nun soll er gegen die Südbahn sprechen, während ihm noch das edle Antlitz Chlumeckys mit dem sirenenhaften Lächeln vorschwebt und die Zauberstimme dieses großen Mannes in den Ohren klingt? Man darf von einem Menschen nichts Unmögliches verlangen.

Die Wähler der Inneren Stadt treiben ein grausames Spiel mit dem Herzen eines Mannes; sie geben Nechansky ihre Stimmen, damit er ihre Interessen vertrete, und überlassen ihn so der peinlichen Erwägung, ob er ihren Stimmen oder der eigenen Stimme seine Karriere verdanken wolle. Sie mögen ein Talent in seinem Streben nicht stören! Nechansky soll durch sein Mandat nicht gehindert werden, sich ungeteilt dem Couplet und dem Grafen Kielmansegg, der auch schon Couplets singen kann, zu widmen.

* * *

Die Angelegenheit der Einrichtung des Botschafterpalais in Konstantinopel ist in den glücklich verflossenen Delegationen zur Sprache gekommen. Dafür, daß in einer Stadt, wo eine österreichische Handelskammer ist, die Möblierung eines österreichischen Amtsgebäudes der englischen Firma *Maple* übertragen wurde, hat Herr Goluchowski ein paar Ausreden vorgebracht. Er vergaß zu erwähnen, daß der heimischen Industrie auch in diesem Falle wieder mit dem Franz—Josefs—Orden aufgeholfen wurde. Noch wäre zu berichten, daß das Palais vom Sultan in mehr als halbfertigem Zustande geschenkt wurde und überdies 500.000 fl. gekostet hat; die Beamten aber, für die darin trotz alledem kein Platz ist, müssen in gemieteten Häusern wohnen. Bemerkenswert ist auch, daß die englischen Möbel zur Hälfte unbrauchbar waren, schlecht verpackt zurückgeschickt wurden und zerbrochen in London ankamen; noch schweben die Unterhandlungen darüber, wer zu bezahlen hat, aber der Ausgang scheint nicht zweifelhaft. Sollte die Bestellung bei Sir Maple mit den von Herrn Goluchowski peinlich beobachteten Rücksichten auf den Dreibund zusammenhängen? Der Londoner Möbelhändler ist nämlich Schwiegervater des Herrn *Eckardstein*, deutschen Botschaftsrates in London. Goluchowski hat gehört, daß der Dreibund ein »abgespieltes Luxusklavier« ist; und da ihm das Talent zum Klavierstimmer fehlt, wendet er sich jetzt an den — Möbelhändler.



Wenn man die Haltung verstehen lehren will, die das Wiener Publikum dem Umschwung gegenüber einnimmt, der sich mit der Gründung der Sezession und dem Einzug des Hofrats Scala in das Museum am Stubenring in Kunst und Kunstgewerbe vollzogen hat, muß man dem Treiben der Schlachtenbummler in jenen Kunstkämpfen ein eigenes Kapitel widmen. Die offiziellen Nachrichten, die aus den feindlichen Kunstlagern stammen, die Proklamationen, in denen die Künstler von ihren Absichten, und die ruhmredigen Bulletins, in denen sie von ihren Erfolgen sprechen, gelten der Öffentlichkeit wenig. Aber dieselbe Öffentlichkeit lauscht gespannt den Offenbarungen von Kriegsberichterstatlern, die hier wie allenthalben Unverständnis und Sensationslust vereinen. Das fragt bei Offizieren und Unteroffizieren herum, schnappt überall Nachrichten auf, die vielfach mißverstanden werden, brüstet sich dann mit Wohlinformiertheit und kritisiert Kunstwerke mit eben jener tiefen Einsicht, mit der Absolventen eines Einjährig—Freiwilligenjahres in Wiener Redaktionsstuben die Strategie der englischen Generale in Südafrika beurteilen. Wer aber einem Lager folgt, ergreift für dessen Kämpfer Partei. So verstehen denn unsere Kritiker ihre Aufgabe nicht in dem Sinne, daß sie Kunstleistungen einzeln zu prüfen hätten — die Totalität von Leistungen zu würdigen muß doch dem Historiker vorbehalten bleiben —, sondern sie treten »unentwegt« für die eine oder andere Gruppe von Personen ein, deren Leistungen durchwegs als hervorragende oder minderwertige hingestellt werden. Daß aber die angeblichen Kunstrichter in Wahrheit die Anwälte von Kunstparteien sind, bedeutet eine ernste Gefahr für das öffentliche Urteil. Über politische Dinge erwartet kein Vernünftiger von den Tagesblättern objektive Aufklärung. Wer das Blatt zur Hand nimmt, weiß, in welchem Sinne es urteilt. Wer liberal ist, hat einmal ein Wiener Gelehrter gesagt, der liest die 'Neue Freie Presse', der Sozialdemokrat liest die 'Arbeiter—Zeitung', der Antisemit das 'Deutsche Volksblatt', und wer gar keine Meinung hat, der greift zum 'Fremdenblatt'. Wäre in Sachen der Kunst die Parteirichtung ebenso offenkundig, so dürfte man dawider wenig einwenden. Aber noch glaubt die Menge an die Objektivität von Kunsturteilen. Und indem ihr schwaches Verständnis der Einsicht vermeintlicher Besserwisser sich willig beugt, ergreift sie Partei, ohne es zu wissen und zu wollen.

Die schlimme Korruption des öffentlichen Geistes, die durch die Sezession verschuldet ward, soll hier nur in einem markanten Typus geschildert werden. Daß die jungen Künstler Herrn Hermann Bahr zu ihrem ersten Rufer im Streite machten, durfte man ihnen nicht verargen. Der Mann ist ohne Frage ein gewandter Agitator. Und schließlich konnte er nicht schaden. Da niemand ihm Kunstverständnis zuschrieb, konnte sein Urteil niemanden irreführen. Wenn Herr Bahr etwa einen Maler, der Zorn hieß, als einen Künstler charakterisierte, der jäh auf die Dinge losspringe, dann lächelte man darüber, daß doch einem, der immer nur an Worten sich berauscht, auch das Bildhafte nur in Wortbilder sich auflöse. Aber ein wirklich gefährlicher Verderber des Kunsturteils ist heute ein Mann, den ich ehemals in seiner Art hochgeschätzt habe: Der Kunstkritiker *Ludwig Hevesi*.

Die Wiener Presse hat die Wiener Literatur zerstört. Aber um diesen Preis hat sie selbst, indem sie die literarischen Talente sich dienstbar machte, auf *einem* Gebiete, auf dem des Feuilletons, eine Höhe erreichen können, zu der nirgends im Auslande die Zeitungen zu gelangen vermochten und von der sie auch heute noch nicht gänzlich herabgesunken ist. Die Blüte des Wiener Feuilletons bedeuten heute drei Namen: die lauten Ludwig Speidel, Ed. Hanslick und Ludwig Hevesi. Mit ihrem Talent, das sich rasch entfaltete, haben diese Drei das Kunsturteil jahrelang leiten können. Ob sie's mit ihrem Charakter könnten, das hat sich in einer Peripetie zeigen müssen, die keinem Menschenschicksal, das sich in langen Jahren abspielt, erspart bleibt. Da hat denn jeder der Drei einen anderen Weg eingeschlagen. Speidel, ein Cunctator, ist vor der Jugend, die an die Tore pochte, bald vorsichtig zurückgewichen, bald kam er ihr ein Stück entgegen. Wer seine Kritiken in den letzten Jahren las, mochte fast vergessen, welcher Kampf die Geister erregte. So leise klang hier all das Getöse nach. Und da länger kein Zaudern, kein Lavieren galt, hat er sich zurückgezogen; er ist verstummt. Früher trat an Hanslick die Entscheidung heran; er wagte zu wählen, wie es seinem Wesen entsprach. So erscheint er seit Jahren allen, die Wagners Werk lieben, und an die Möglichkeit, es fortzuführen glauben, hassenswert; und doch jener Achtung würdig, die jede tiefere Individualität verdient. Das Entstehen der Sezession hat für Ludwig Hevesi den Wendepunkt bedeutet.

Was war dieser Mann vordem? Als einen feinen, sachten Plauderer, den wir gern erzählen hörten, haben wir alle ihn in Erinnerung. Wie er als Kunstkritiker vorsichtig und gerecht Tadel und Lob abwog, dabei mit seinem freundlichen Gemüte immer dem Lobe holder und geneigt, lieber zu schweigen, wo er nicht billigen konnte; wie er die »Schwarzmalers«, Anton Müller, Nowak und die anderen zu schätzen verstand und über die Wiener Kunst, mit der er aufgewachsen war, Intimes zu sagen wußte: — das wissen wir ihm heute noch freundlich zu gedenken. Wenn er es damals schon liebte, ein wenig mit kaum erworbener Gelehrsamkeit zu prahlen, ließ man sich's gern gefallen. Dem Autodidakten sieht man willig die kleine Eitelkeit, sich als Fachmann aufzuspielen, nach. Dann kam Muthers Werk, und aus dem Strome des Wissens und Kunstempfindens, der darin floß, durfte auch Hevesi trinken. Mit diesem Zaubertrank im Leibe hat er dann manche Helena gesehen, deren Schönheit ihm sonst unerkant blieb. Und dann kam die neue Kunst auch zu uns. Daß Hevesi ihr schroff gegenübertreten würde, wie einst Hanslick der neuen Musik, war nicht zu erwarten; denn er war niemals ein starker Mensch. So mochte man ihm die Politik Speidel—Cunctators zutrauen. Aber, siehe da! Aus Angst überrumpelt, bald zu den Alten, zu den Toten geworfen zu werden, verleugnete Ludwig Hevesi seine ganze Vergangenheit, sein eigenstes Empfinden und ging in das Lager der Jungen über.

Was mochte er dort werden? Was ihn ehemals ausgezeichnet hatte, die sichere Unterscheidungsgabe, die Wertvolles und Minderwertiges fast instinktiv erkennt, fehlte ihm naturgemäß auf dem fremden Terrain. So hat sein Geist allen Halt verloren. Aus Besorgnis, falls er einmal sein Lob abschwächte, gerade das Beste zu verkennen, lobt er unterschiedslos. Darüber hat er denn auch um sein Bestes, um seinen Stil kommen müssen. Eine erkünstelte Begeisterung, zu der er sich immer wieder aufpeitschen muß, treibt ihn von dem schönen Maß, das er einst zu halten wußte, zu abenteuerlich ausschweifenden Wendungen und Übertreibungen. Und wenn der Stil den Menschen erkennen läßt — bei Schriftstellern ist das Wort wahr —, dann mag man aus der Änderung in Hevesis Stil entnehmen, wie sein Charakter verwandelt ward. Der liebenswürdige, zurückhaltende Mensch ist zum barschen, unvernünfti-

gen Tadler aller geworden, die heute dort stehen, wo er selbst noch vor wenigen Jahren stand. Aus einer, wenn auch kleinen, doch interessanten, graziösen Individualität ist ein Cliquenmensch, ein Parteieiferer geworden, der rücksichtslos verfißt, was die Seinen tun, und jeden, der's ihnen gleichtun möchte, als Störer, als lästigen Eindringling zurückweist. Und je seichter jetzt sein Verständnis ist, desto mehr prunkt er mit einem unordentlich zusammengerafften Wissen. Da meint er schon etwas Großes zu tun, wenn er Muther — in dessen in jungen Jahren geschaffenen Riesenwerk natürlich ebenso zahlreiche Detailfehler sich finden, wie etwa in Lamprechts genialem Geschichtswerke — dafür abkanzelt, daß er das Nest, in dem Michetti geboren wurde, mit einem gleichbenannten verwechselt. Und von wannen kommt ihm selbst die Summe von Wissenschaft, mit der er jetzt seine Leser niederdrückt?

Vor den Ausstellungen nehmen die Herren von der Sezession ihren kritischen Anwalt her, machen ihn mit den neuesten Schlagworten und mit den technischen Details ihrer Arbeiten vertraut, und was von langen Gesprächen her beim »Hirschen« in der Paniglgasse in dem übervollen Kopf nicht haften blieb, wird nochmals eingetrichtert. So sprechen dann viele Stimmen in Hevesi's Rede, aber wahrhaftig keine kritische. Wenn aber Kunstwerke aus der Fremde vorgeführt werden, woher sollte da die Erleuchtung stammen? Dann wird der Mann, der Muther als Plagiator mißachtet, zum — Plagiator. Einen bezeichnenden Fall aus jüngster Zeit kann ich nachweisen. Jef Lambeaux' Relief »Die menschlichen Leidenschaften« ward den Wienern vorgeführt. Ein Belgier! Also hochmodern; und die räumliche Größe schien allen, die wenig von Kunst verstehen, auch Tiefe zu bedeuten. Ein jüngerer Kritiker freilich, dessen Name mir schon vor Jahren durch einige eindringende Betrachtungen über Malerei in der 'Neuen Revue' bekannt ward, Herr Dr. Julius Pap, legte in wenigen, treffenden Sätzen in der 'Zeit' die technische Unvollkommenheit des Werkes dar. Die anderen beschlossen, weil es doch ein Werk moderner Kunst galt, begeistert zu sein. Aber Hevesi braucht mehr. Er muß auch sein überlegenes Wissen von belgischer Kunst dartun. Zum Glück hat eben die Pariser Kunstzeitschrift 'Art et Décoration' (Novembernummer) einen Aufsatz von H. Fiérans—Gevaert über Jef Lambeaux gebracht. Den nimmt jetzt Hevesi her, und man mag Satz um Satz verfolgen, wie frei er ihn übersetzt. Manchmal zu frei: Denn wenn es im französischen Texte heißt: »M. Lambeaux a environ quarante—cinq ans«, so durfte man nicht übersetzen: »Er ist jetzt 45 Jahre alt«, da er doch 47 alt ist. Auch ist das Wort »praticiens« durch »Marmorleute« nicht gut wiedergegeben. Sonst aber stimmt's. Die vier Werke, die dem Franzosen die Ehre unseres Jahrhunderts auszumachen scheinen, werden auch von Herrn Hevesi richtig aufgezählt, vor Lambeaux' Tänzerinnen denkt auch er an die Tanzgruppe Carpeaux' usw.

Aber was geschieht, wenn Herrn Hevesi die Belehrung durch seine Freunde in der Sezession und die französischen Kunstzeitschriften im Stiche lassen, wenn er in die Fremde kommt? Man höre: Hevesi kommt nach Berlin — und der in Wien anbetend vor moderner Kunst sich neigte, bewundert dort die strammen Schöpfungen, die Wilhelms II. teutscher Geist ins Leben rief. Bewundernd durchwandelt er die Siegesallee, bestaunt das Monstrum des neuen Doms — und wendet sich verächtlich von Wallots Reichstagsgebäude ab, das bekanntlich Wilhelm II. als Gipfel der Geschmacklosigkeit bezeichnet hat. Dieses Nachrichtenamt übt er dann — in der 'Magdeburger Zeitung'.

Jawohl, auch für die 'Magdeburger Zeitung' schreibt Hevesi. Das ist nämlich der schlimmste Mißbrauch, der heute in der Kunstkritik eingerissen ist, daß ein Einzelner so viele Blätter bedient, daß uns seine Stimme wie in einem vielfachen Echo von allen Seiten entgegentönt. Wehe dem, der Hevesi

gegen sich hat! Wohl denen, deren Lob er verkündet: Sie können es Mittwoch im 'Fremdenblatt', Donnerstag im 'Pester Lloyd', Freitag — allerdings nicht regelmäßig — in der 'Magdeburger Zeitung', Samstag in der 'Wage' und nächsten Monat in 'Kunst und Kunsthandwerk' lesen. Ich habe hier nicht davon zu sprechen, wie sehr der Ernst der Beurteilung, unter solch entsetzlicher Vielschreiberei leidet. Aber die öffentliche Meinung wird verfälscht, wenn immer wieder nur der Eine allerorten zu ihr spricht.

Was ist die Folge davon? Daß heute z. B. in der Meinung des Publikums, von dem ja schließlich die Künstler leben müssen, zu Gunsten Olbrichs, mit dem Hevesi und Herr Bahr, dem Olbrich sogar eine Villa baut, befreundet sind, alle mächtigeren Begabungen zurückgesetzt werden. Wenn uns immer wieder eine Villa in der Brühl als vollendetste Kunstleistung gepriesen wird, mag es noch hingehen. Damals konnte man noch nicht wissen, daß der glückliche Besitzer, um in all der Schönheit auch wohnen zu können, ein paar tüchtige Tischler werde rufen müssen, um alles erst gebrauchbar zu machen, was sich so schön angesehen hatte. Übrigens kümmert das auch die Kritiker nichts, denen Otto Wagners Wort: *artis sola domina necessitas* ungefähr so viel bedeutet, als der Mauthner—Gruppe die Prinzipien des Liberalismus. Aber wenn Olbrich seine Atelierscherze unter dem Namen »Ideen« herausgibt — noch vor wenigen Jahren hießen solche Dinge »Gschnas« und, wie Herr Hevesi uns einmal erzählt hat, heißen sie jetzt »Klämsche« — darf man da der Öffentlichkeit von Meisterwerken, von kühnen Neuerungen sprechen?

Ich weiß, Herr Hevesi hält sich bei alledem für ehrlich. Und seine Schuld mag man für geringer ansehen, wenn man das Wiener Milieu berücksichtigt, in dem er lebt. In dieser Stadt, die aus einem Capua der Geister längst ein Eden des Ungeistes geworden ist, scheint er heute noch einer der Besten. Denn neue Männer von Wert bringt unsere Presse nicht hervor, und diejenigen, die sie von außen anzieht, erliegen ihren Einflüssen, wenn sie nicht rechtzeitig wieder fliehen. So hat der junge Schäffer, dem in der 'Neuen Freien Presse' die Urteile in seinen Kunstfeuilletons, ohne daß man ihn befragte, korrigiert wurden, den Wiener Boden verlassen. Ob Herr Servaes jetzt solche Korrekturen dulden muß oder ob er, um ihnen zu entgehen, gleich selbst schreibt, was Herr Herzl und die Herausgeber wünschen, weiß ich nicht. Und schon sehe ich den Besten, der seit langer Zeit nach Wien berufen wurde, Richard Muther, sich hier akklimatisieren. Wer von den Lesern, die neulich den Scharfsinn bewundern durften, mit dem Muther aus den Bildern eines jungen Herrn Schlesinger zu erkennen behauptete, daß der Maler ein Freund Hofmannsthal's sei, hat wohl geahnt, daß der Kritiker vorher dem Freundespaar Hofmannsthal—Schlesinger im Salon des Fräuleins v. Wertheimstein vorgestellt ward? Und so wurden die Arbeiten eines Schülers, der mit den technischen Mitteln seiner letzten Lehrer noch nicht recht umzugehen weiß, einer ausführlichen Besprechung gewürdigt, die hundert besseren Leistungen versagt bleibt.



»Concordia« — Geselliger Abend.

Ein Teilnehmer sendet mir folgenden Bericht:

Gleich zahlreichen anderen Vereinigungen von Handeltreibenden hält auch die »Concordia« ihre geselligen Abende im »Hotel Continental« ab. Leistung und Gegenleistung der Mitwirkenden und des Vereines halten sich im Rahmen eines soliden Handelsgeschäftes, und um strebsamen Kunstkräften den Entschluß zur Mitwirkung und die Buchung der einzelnen Posten zu erleichtern, geben wir im Folgenden einen Auszug aus der Bilanz.

Für eine Schauspielerin stellt sich diese etwa so:

Activa	Passiva	Dubiosa
Fiaker zum »Hotel Continental« ...	Allein im Wagen mit dem Theaterplauderer Stern	
Gratisouper im Comitézimmer ...	Dabei ungeheurerer Appetit der Herren Bauer und Landsberg	
Begeisterte Notizen über die »gefeierte Künstlerin«	In schlechtem Deutsch verfaßt von Edgar v. Spiegel	Verschiedene Artigkeiten des Comité's
Auch fernerhin die wohlwollendste Behandlung seitens der Presse ...	Dafür die Verpflichtung, den »Concordia«—Ball zu besuchen	
—	Zwang zum Vortrage eines Baumbach'schen Gedichtes bei vollständigem literarischem Unverständnis des Publikums	

Große Verdienste um die glatte Abwicklung dieser Geschäfte erwirbt sich der bekannte Veranstalter von Blumenkorsos, auch Präsident der »Concordia«, Herr v. *Spiegl*. Seinem Arrangiertalent und Ordnungssinn ist es zu danken, daß die Zuhörer nicht durch allzurasche Abwechslung aus der Stimmung gerissen werden. Wenn er mit fünf Violinvirtuosinnen und fünf Pianisten für einen Abend abgeschlossen hat, so liebt er es, ordnungsgemäß zuerst die fünf Violinvirtuosinnen und hierauf ordnungsgemäß die fünf Pianisten vorzuführen ...

Nächst Edgar v. *Spiegl* ist der Theaterplauderer Julius Stern »unablässig für das Gedeihen des Festes bemüht«. Als Publizist hat er zum ersten male Aufsehen erregt, als er den Franz—Josefs—Orden bekam. Für Alexander *Duschnitz'* Jubiläumswerk war er nämlich auf ein Jahr Historiker geworden. — Alexander Duschnitz! Er weilt nicht in der »froh gestimmten Menge«: aber so viele Fäden verbinden ihn mit den Teilnehmern des »Concordia«—Abends, in so hohem Grade stellt er die fine fleur dieser Gesellschaft dar, daß es sich wohl lohnt, die Geschichte zu erzählen von Alexander Duschnitz' Glück und Ende ...

Zum ersten male taucht Duschnitz' Name auf in Verbindung mit der dunklen Kunde von schweren inneren Unruhen in jenen Balk-

anländern, in welchen er als Schmierendirektor mit einer deutschen Truppe Gastvorstellungen gab. Die kultivierteren Einwohner von Rustschuk und Philippopel lehnten sich gegen Duschnitz schauspielerische Darbietungen so energisch auf, daß der kleine fette Herr in der weislichen Erkenntnis, er könne sein Publikum nicht in höherem Maße befriedigen als seine Schauspieler, bei Nacht und Nebel den anspruchsvollen Balkan verließ und sich nach jener Stadt wandte, von der er mit Recht voraussetzte, daß andauernde, auf alle Gebiete gleichmäßig verteilte Unfähigkeit im Vereine mit einem unbedeutenden Machertalent daselbst zu den höchsten Würden verhelfe. »Ich will Geld und Ehre«, war das Programm des Ankömmlings aus dem Osten, und wenn auch seine journalistischen Freunde über den unseligen *zweiten* Teil des Programmes bedenklich den Kopf schüttelten — Alexander Duschnitz war der Mann, es in Wien *vollständig* durchzuführen ...

Es war just die Zeit des Kaiserjubiläums, jene Zeit, die so unsäglich traurig wurde dadurch, daß eine Reihe feiler Geschäftsleute die festliche Stimmung zum Anlasse der schmutzigsten Kampagnen nahm. Alexander Duschnitz kam und sah, daß das Jubiläum »gut« war. Rasch wurde er Patriot, entdeckte, daß die Hoftheater »jetzt auch fünfzig Jahre hinter sich haben«, betonte energisch, daß dieses Ereignis in einem monumentalen Werke gefeiert werden müsse, und engagierte sofort den Theaterplauderer Stern und den bekannten Freimaurer—Logenhabitué Rudolf *Lothar* als Historiker. Die Frage war für ihn nur die, als was *er* denn bei dem Werke fungieren solle. Dem *Schauspieler* Duschnitz hätten unsere Hofschauspieler mit der ihnen eigenen Vornehmheit abgewinkt; da kam der geniale Mann auf die Idee, daß er eigentlich — *Maler* sei. Er, der noch nie einen Pinsel in den fetten Händen gehabt, war nicht abzubringen von dem unglückseligen Gedanken, er habe die Wiener Kunstakademie mit vorzüglichem Erfolge absolviert und sei berufen, das »monumentale Werk« zu illustrieren; in der Tat bestellte er auch für alle Künstlerphotographien die Klischees und gab zahlreichen armen Kunstakademikern Aufträge für Vignetten und Randleisten, dabei immer an ihr Billigkeitsgefühl appellierend. Und nun geschieht das Wunderbare. Unsere Tagespresse hat seinerzeit über Segantini manches zu sagen gewußt, die singuläre Erscheinung Fernand Khnopffs wurde zwar nicht verstanden, aber doch feuilletonistisch verarbeitet; — aber was man über Khnopff und Segantini, über Walter Crane und Antonio de la Gandera geschrieben hat, es macht zusammen nicht die Hälfte von dem aus, was unsere tonangebende öffentliche Meinung über Alexander Duschnitz in Feuilletons und Notizen, in Kunstartikeln und Stimmungsbildern zu sagen wußte. »Morgen werden acht Feuilletons über mich in den Blättern stehen«, pflegte Herr Duschnitz — behaglich im Lehnstuhl sich dehnend — zu sagen, und acht Blätter feierten des nächsten Tages Duschnitz, den ausgezeichneten Illustrator von »Fünfzig Jahre Hoftheater«, der eine Staffelei nicht einmal als Dekorationsstück in seinen Räumen dulden mochte

Was war der Grund dieses plötzlichen Duschnitz—Paroxysmus der Wiener Presse? Pries man ihn vielleicht bloß deshalb als Maler, weil er keinen Strich zeichnen konnte? ... Zur Beantwortung die-

ser Fragen bedarf es der Kenntnis einer der vielen guten Sitten unserer Tagespresse.

Die Führer unserer öffentlichen Meinung haben bekanntlich die verschiedensten geistigen Interessen. Was Wunder, daß sie bei jedem guten Werke, das sie publizistisch fördern wollen, in gewissem Sinne beteiligt zu sein wünschen. Der berühmte Jurist, der von dem Erscheinen seines großen Werkes die Öffentlichkeit unterrichten möchte wird dies nur dann vollkommen erreichen können, wenn er den Gerichtssaalreporter die Vorrede schreiben läßt. Aber auch der gefeierte Dramatiker wird — wenn er nicht etwa als Chef einer Freimaurerloge in geregelten Beziehungen zur Öffentlichkeit steht — nicht umhin können, demselben Gerichtssaalreporter, der ja nebenbei auch die Kunstkritik besorgt, zum mindesten eines seiner dramatischen Werke zu dedizieren. Ist er dazu zu stolz, dann wird ihm wenigstens zu empfehlen sein, den Druck seiner Werke der überaus leistungsfähigen »Steyrermühl« zu übertragen: hat ja doch selbst die 'Neue Freie Presse' die *Frauenbewegung* erst von dem Momente ernst genommen, als sie bei Reißer & Werthner drucken ließ.

Auf die klare Erkenntnis dieser urwüchsigen Eigenschaft unserer Presse baute Alexander Duschnitz das feste Gebäude seines jungen Künstlerruhmes. Mit dem Zuge ins Große, der ihm eigen, macht er nicht *einen*, nicht *zwei* Schmöcke, sondern einfach *alle* Schmöcke zu Mitschuldigen seines Werkes. Was sie schreiben würden, war ihm herzlich gleichgültig: Er wußte, daß sie loben würden, was sie geschrieben hatten. Aber — die Gerechtigkeit gebietet, das festzustellen — es war nicht Geldgier, was sie veranlasste, sich als Schriftsteller, Herrn Duschnitz als Maler zu loben; denn Duschnitz zahlte wenig oder gar nicht. Was sie taten — zur Ehre der Herren sei es hier öffentlich anerkannt — haben sie lediglich aus Dummheit getan

Dem von der Presse gefeierten Maler öffnen sich alle Tore. Die Schätze der Generalintendanz wandern in Duschnitz' Arbeitskabinett, und während freundliche Agenten die Mitglieder der Hoftheater eindringlichst auf die neueste Lieferung des von kompetenter Seite geförderten Prachtwerkes aufmerksam machen, wird dem Meister die frohe Kunde, daß man sich an hohen Stellen außerordentlich für das patriotische Werk interessiere. Duschnitz wird öfters empfangen; und bald läßt er im engeren oder weiteren Kreise die Bemerkung fallen, der erste Obersthofmeister Sr. Majestät sei ein ganz netter Kerl, auch der Generalintendant sei immerhin von annehmbaren Umgangsformen. Mißtrauische Würdenträger entwaffnet Duschnitz sofort damit, daß er ein Telegramm des Obersthofmeisters vorweist, das ihn in die Hofburg beruft. Nur Gustav Mahler wirft ihn mit genialem Scharfblick hinaus

Das Werk erscheint; Alexander Duschnitz abonniert in sicherer Erwartung einer Ordensdekoration die 'Wiener Zeitung'. Aber der Franz—Josefs—Orden hat Glück: Herr Duschnitz erhält ihn nicht. Rasch gefaßt wird er wieder Schauspieler. Der *Maler* Duschnitz hat keinen Orden bekommen — der *Schauspieler* Duschnitz, so hat er sich's in den Kopf gesetzt, muß ans *Burgtheater* engagiert werden.

Man weiß, welche Bedeutung für den jugendlichen Kunstscholaren die Bewilligung zum »Probenspiel« vor dem Burgtheaterdirektor hat: die höchste Anerkennung für erfolgreiches Streben im ernstesten Dienste der Kunst; Alexander Duschnitz kam nicht zum Burgtheater, das Burgtheater mußte zu ihm kommen. Der k. u. k. Generalintendant der k. k. Hoftheater und der Direktor des k. k. Burgtheaters mussten anlässlich einer hastig zustandegebrachten Duschnitz—Stagione in das Mariahilfer Theater eilen, um zu entscheiden, ob die hilflose Unfähigkeit des Darstellers einer unbedeutenden Rolle im »Fegefeuer« reif zum Engagement für die Hofbühne sei. Aber auch das Burgtheater hatte Glück: Herr Duschnitz wurde nicht engagiert.

Nicht entmutigt, wird er wieder Maler. Er leitet als solcher die Ausschmückung des Künstlercafés auf dem Franzensring. Das alte System lebt wieder auf: Duschnitz peitscht die Eitelkeit der Zeitungsschreiber auf's höchste, indem er verspricht, die Wände des Kaffeehauses mit ihren Bildnissen zu schmücken. Schon läßt Julius Bauer, höchst geschmeichelt, die Nachricht »lancieren«, es werde Alles ins Künstlercafé gehen. Da kommt die Peripetie. Eine Zeitung deckt Einiges aus Duschnitz' Tätigkeit auf: Er wußte die Bilder gar billig zu beschaffen. Bei armen Kunstakademikern hat er sie bestellt; als die Werke kamen, erklärte er — er, der vorzügliche Absolvent der Kunstakademie hatte ja das Recht dazu —, sie seien total unbrauchbar. Was sollten die armen Teufel tun? Sollten sie ihren »Julius Bauer« vielleicht dem Herrn v. Taussig anbieten? So ließen sie sich die Bilder um ein Geringes abkaufen

Das war Duschnitz' letzte künstlerische Tat auf dem Boden der Stadt, welche, wie keine zweite der Welt, Raum zur Entfaltung eigenartiger Individualitäten bietet. Seine Spur hat man verloren; nur als der Telegraph einmal von »verdächtigen Bewegungen« an der montenegrinischen Grenze zu melden wußte, zogen manche den Schluß, daß Duschnitz dort gastiere. Warum er bei uns nicht Präsident der »Concordia« oder Vizepräsident der Waffenfabriksgesellschaft geworden ist, weiß eigentlich niemand recht zu sagen; wahrscheinlich verdarb ihm sein Extérieur alles. — So erinnert im festlich beleuchteten Saale des »Hotel Continental« nichts mehr an Alexander Duschnitz' Wirken, als ein kleines rotes Bändchen im Knopfloch des Theaterplauderers *Stern*, der, unterstützt von dem allzeit gefälligen Alexander *Landesberg*, die Honneurs macht. Landesberg ist nicht hervorragend gefährlich; eine gewisse salbungsvolle Bonhommie nimmt sogar für ihn ein. Ohne Widerstreben läßt er junge Leute in der »Vorstadtzeitung« neben sich aufkommen, auch wenn sie nicht schreiben können, wie zum Beispiel Herr *Bahr*. Wie viele seiner Kollegen hat Landesberg — bei zahlreichen in anderen Lebenskreisen sehr verwendbaren Eigenschaften — bloß das Malheur, an einen falschen Platz gestellt worden zu sein. Als Chef einer nach den Gesetzen heiliger Tradition geregelten Wursterzeugung etwa würde er gewiß die größten Sympathien genießen; als Chef des Theaterteils eines großen Wiener Tagblattes erregt er fortwährend Anstoß. Immerhin aber — das müssen selbst seine Feinde anerkennen — steckt ein guter Kern in ihm, und wer weiß, welche Höhe der Tugend er erklimmen hätte, wenn nicht ein böser Freund, ein gewisser *Schnüfferl*

von Scharfs 'Sonn— und Montagszeitung' ihn fortwährend zu den gewagtesten Dingen verleitete. Alexander Landesberg, der hilfreiche und gute Mensch, wird durch das Zusammenarbeiten mit dem Erzschem Schnüfferl geradezu kompromittiert, und gerade seine aufrichtigsten Freunde müssen dem Redakteur der 'Vorstadtzeitung' empfehlen, sich von dem zweifelhaften Mitarbeiter der 'Sonn— und Montagszeitung' zu emanzipieren. Die gemeinsame Tätigkeit spielt sich nach folgendem Schema ab, das aus verschiedenen Einzelfällen durch Abstraktion gewonnen wurde:

Alexander Landesberg überreicht der Direktion des X—Theaters ein Stück ...	Herr Schnüfferl findet die Direktrice des X—Theaters geradezu »schenial«
Die Direktion zögert aus begreiflichen Gründen mit der Aufführung ...	Herr Schnüfferl bemerkt zu Frau Holfka, der keuschesten aller Garderobierinnen, daß das X—Theater bedenklich zurückgehe
Erschreckt setzt die Direktion das Stück doch auf den Spielplan ...	Herr Schnüfferl konstatiert einen erfreulichen Aufschwung des X—Theaters und ehrt die Diva der Bühne dadurch, daß er gelegentlich eines bei ihr vorgekommenen Diebstahls detailliert alle »Rockerln und Hoserln« aufzählt, die der Dame entwendet wurden.
Mit feinem Kunstverständnis erklärt die Diva, es sei ihr unmöglich, in Herrn Landesbergs Stück aufzutreten ...	Herr Schnüfferl verfolgt die Diva mit einer Reihe der pikantesten Enthüllungen aus ihrem intimen Leben, bis die Künstlerin angewidert das X—Theater verläßt, um nach Berlin zu entfliehen.

Dergestalt hetzt Schnüfferl Herrn Landesberg in die dunkelsten Affären. An und für sich aber bleibt Landesberg ein braver Mann, und so begrüßt auch jetzt vielhundertstimmiges Evoe seine Ankündigung, daß Herr Leo *Ebermann*, der Dichter der »Athenerin«, eigene Gedichte vortragen werde.

Zwar — Herrn Ebermanns Ruhm hat schon stark gelitten. Die maßgebenden Führer der modernen Literatur haben ihn längst wegen hartnäckigen Tragens zu kurzer Hosen aus ihren Reihen verbannt, schon bedauert Herr Julius Bauer lebhaft die Hausse, die er in Ebermanns überschätzten Papieren hervorgerufen, und wenn Ludwig Speidel seinerzeit über den Advokaturskandidaten die Meinung abgab: »Österreich hat wieder einen Dichter«, so zittern kundige Rechtsanwälte jetzt schon bei dem Gedanken, daß die Czernowitzer Advokatur bald wieder ihren Konzipienten haben könnte. Aber, wenn auch die Besorgnis literarischer Freunde oft genug dem Mono—Dramatiker mit der Frage sich nähert: Nu, was machen Sie denn eigentlich? — im weiteren Kreise der »Concor-

dia« hat man noch immer die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, daß Herr Ebermann doch noch etwas »machen« werde, und man lauscht willig dem Vortrage seiner griechischen Liebesgedichte. Aber der Hellene operiert mit talmudischen Erwägungen; um mit Liebchen allein zu sein, schließt er mit logischen Argumenten die Türe, und wenn die Geliebte sich schließlich ergibt, so scheint sie mehr durch die zwingende Logik als durch andere Eigenschaften des »Griechen« überwältigt

Während Ebermanns Vortrag entwickelt sich im Saale die angeregteste Konversation. Die junge journalistische Welt ist stark vertreten. Aber auch die Jünglinge von anderen Branchen lieben es, diese Abende zu besuchen. Es ist doch gar zu nett, von einer kleinen Schauspielerin ganz wie ein Redakteur irrtümlich mit »Herr Doktor« angesprochen und in eine lauschige Ecke gezogen zu werden, wo die junge Künstlerin — freundliche Annäherung suchend — von ihrer reinen Liebe zu dem Berufe in glühenden Worten spricht. Und wenn auch die Rede gewöhnlich in die für den Jüngling aus der anderen Branche schwer zu verwirklichende Bitte ausklingt, die bewußte Notiz ganz sicher im Morgenblatte zu bringen, so hat man doch schöne Augenblicke erlebt. Und deshalb lieben es auch die Jünglinge von den anderen Branchen andauernd, die Abende der »Concordia« zu besuchen

Ein Witz »fliegt auf«. Julius Bauer hat einer Schauspielerin freundlich die nackte Schulter getätschelt: »So mein Kinderl, jetzt geh' nach Haus und zieh' Dich schön an!« Das Wort macht die Runde, und gerne errötend bergen die jungen Damen die Gesichtchen hinter dem Fächer

Man eilt zum Tanze. Der Ballberichterstatter waltet schon seines Amtes. Er, der so wenig nimmt, daß er nach einem bekannten Worte sich geradezu der Unbestechlichkeit nähert, wird hier nicht hoch eingeschätzt. Melancholisch denkt er an die vielen Elitebälle, da die Blüte der bourgeoisen Damenwelt vor ihm sich neigt und auf die Lippen des Gewaltigen mit allen Künsten der Koketterie ein Lächeln zu zaubern sucht. Aber alle Reize der Schönheit und Liebenswürdigkeit lassen den ernstesten Mann unbeeinflusst: Pünktlich erhält den nächsten Tag zugleich mit dem Blatte, das feststellt, Frau Nelly Weinreb sei auch diesmal entzückend gewesen, Herr Weinreb die Rechnung für dieses Urteil. Für alle Affekte hat der Ballberichterstatter seine fixe Taxe, und niemand möge es versuchen, an seine niedrigen Instinkte zu appellieren. Einmal hatte er freilich Pech. Er hatte sich in einem Hotel in Vöslau eingemietet, dort längere Zeit umsonst gegessen und getrunken, und als es zum Scheiden kam, der Wirtin höflich aber entschieden erklärt, sie müsse ihm 200 Gulden geben oder er werde sich umbringen, worauf die Wirtin nicht anstand, ihrerseits zu erklären, daß sie ihm die 200 Gulden *nicht* geben werde. Seine Feinde werfen ihm noch heute vor, daß er auch damals sein Wort nicht gehalten habe. — Nach solchen Abenteuern begibt sich der Ballberichterstatter ruhig in die Redaktion eines Blattes, aus dem unsere Aristokratie Aufklärung schöpft, und schreibt für das »österreichisch — ungarische Adelsorgan« einen von ekelhafter Loyalitätsduselei erfüllten Artikel über — unser Kaiserhaus... Wenn man den Majestätsbeleidigungsparagraphen einmal abschafft, vergesse man

nicht, einen Paragraphen gegen die Majestätsverherrlichung von solcher Seite an seine Stelle zu setzen ...

Kurz nach Mitternacht tritt plötzlich erwartungsvolle Stille ein. Alle Augen leuchten heller, alle Busen wogen höher — am Arme Julius Bauers schreitet ein *Hofrat*, freilich nur Herr *Burckhard*, durch den Saal. Der Ärmste! Was hat Herrn Bahrs und der »Concordia«—Clique Freundschaft aus dem liebenswürdigen und fähigen Manne, mit dem gesunden Ressentiment des österreichischen Beamten gegen die neue feile Presse und alles soziale Unrecht, in wenigen Jahren gemacht!

Von der Estrade blickt, gelehnt an die Graphologin *Dolphine Poppée*, der würdige Oberhirte *Josef Bloch* auf die anmutig bewegte Menge. An dem irdischen Treiben haben die Beiden — mit höheren Mächten im Bunde stehend — kein Teil. Nur einmal ist Herr *Josef Bloch* aus seiner klösterlichen Zurückgezogenheit nach langer Kasteiung wieder hervorgetreten: Es galt damals, eine glaubensverwandte Likörfabrik durch Zuspruch und Empfehlung zu fördern. Aber auch dieser Schritt wurde so vielfach mißdeutet, daß Se. Ehrwürden es vorzog, sich ganz auf die stille publizistische Förderung jüdisch—plutokratischer Interessen zurückziehen.

— — — — —

Bis zum Morgen dauert das frohe Treiben. Dann scheidet man. Die Vertreter der Presse freilich haben sich unmittelbar nach dem Souper zurückgezogen. Später läßt nur die Anwesenheit der Jünglinge aus den anderen Branchen, die galant um die kleinen Schauspielerinnen bemüht sind, noch erkennen, daß die »Concordia« einen ihrer beliebten Abende abgehalten hat. Alles eilt zur Garderobe, während im Komiteezimmer Herr v. Spiegl in schlechtem Deutsch seinen Bericht für die Blätter abfaßt. Schon graut dem Morgen ...

* * *

Einer meiner Freunde arbeitet an einer Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Die Verlagsbuchhandlung hat mir die Aushängebogen des in Bälde erscheinenden Werkes in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Nachstehend ein Fragment:

... Gegen das Ende des XIX. Jahrhunderts war die reiche dramatische Begabung des deutsch—österreichischen Volkes vollständig auf die Redakteure der Wiener Tagesblätter übergegangen. Je intensiver die fortschreitende Arbeitsteilung die journalistische Tätigkeit mechanisierte, je mehr diese Tätigkeit sich schließlich auf das geisttötende Redigieren hektographierter Korrespondenzen beschränkte, je mehr die Herren, in ihren dunst— und raucherfüllten Arbeitsräumen den Tag hindämmernd, den lebendigen Zusammenhang mit dem Volke verloren —, desto mächtiger wuchs, welches Wunder, ihre dramatische Gestaltungskraft, und die Wiener Bühnen sahen sich in jener Zeit genötigt, ihren literarischen Bedarf fast ausschließlich in liberalen Zeitungsredaktionen zu decken ...

Eine kräftige Stütze fand dies schöne Verhältnis zwischen Bühne und Zeitung in dem wahrhaft kollegialen Zusammenhalten der Redaktionsdramatiker. Der böse Neid der Konkurrenz fand keinen

Eingang in ihre reinen Seelen. So weit entfernt waren sie, in dem *guten* Werke des Standesgenossen eine Gefahr für den eigenen Erwerb zu sehen, daß sie sogar gerne dem *schlechten* Werke Anerkennung zollten, wenn sie bei dem Autor nur den guten Willen durch seinen Eintritt in die »Concordia« oder die Loge »Humanitas« erwiesen sahen. Seinen Ausdruck hat dieses brüderliche Verhältnis in jenem bekannten Paradigma gefunden, das dem Fremden in gleicher Weise die Eigentümlichkeiten des deutschen Verbums wie der deutschen Kritik näherbringt:

Ich lobe Dich
Du lobst mich
Er lobt sich
Wir loben uns
Ihr lobet Euch

Sie loben sich alle zusammen.

Ihren Höhepunkt aber erreichte diese Literatur—Entwicklung mit der Aufführung von Theodor *Herzls* »*I love you*«.

Es war ungefähr um die Zeit, da die ehrgeizigen Pläne des Prätendenten auf die israelitische Königskrone anfangen, greifbare Gestalt anzunehmen und Börserat Naschauer den Tag schon nicht mehr ferne sah, da er dem geratenen Schwiegersohn das güldene Diadem aufs Haupt drücken würde. Es lebte auch noch in frischer Erinnerung der nachher so berühmt gewordene Brief Herzls an Bahr — die Tätigkeit dieses Schriftstellers bespreche ich im Kapitel »Tantiemen« —, in welchem der Verfasser von »Unser Käthchen« in seiner stillen und bescheidenen Art Lob und Tadel der Mitwelt ablehnte, prophetisch andeutend, daß doch eigentlich nur die Nachwelt berufen sei, über sein Werk zu urteilen, (Ich widme dem Einflusse, den »Unser Käthchen« auf die bald danach eingetretene Nachwelt geübt hat, einen eigenen Band.) Was Wunder also, daß man der Aufführung des von dem gefälligen Schlenther ein Jahr lang durch den Notizenteil der Zeitungen geschleppten »*I love you*« mit einer Spannung entgegensah, die für die gebildeten Kreise der Residenz durch die Hoffnung genährt ward, man werde auch Aufklärung über den den meisten rätselhaften Titel des Stückes erhalten.

Vor den erstaunten Zuschauern spielten sich nun folgende Vorgänge ab:

Eine englische Gouvernante (Fräulein Kallina) raste unaufhaltsam über die Szene.

Einige schulpflichtige Kinder fielen in gemessenen Intervallen von einem Lindenbaume auf einen reichbesetzten Frühstückstisch.

Der Lindenbaum blieb einige Zeit leer.

Hierauf wurde er von einem Familienvater (Herrn Römpler) erstiegen.

Eine frisch angestrichene Gartenbank wurde in langsamem Tempo auf die Bühne getragen. (Man hat sie damals vielfach als Symbol der jüdischen Nationalbank aufgefaßt, an der sich auch mehrere Personen angeschmiert haben sollen.)

Mehrere Liebespaare nützten die Bank für ihre egoistischen Zwecke aus.

Zum Schlusse wurden die unschuldigen Kinder für alles verantwortlich gemacht.

Der Eindruck war überwältigend. Viele Frauen waren so erschüttert, daß sie das Haus vorzeitig verließen. Zum Schlusse wollte der bekannte Orkan des Beifalls losbrechen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig, daß Herr Herzl ihn ausdrücklich der Nachwelt vorbehalten habe, und legte sich wieder. Was sollte übrigens das öde Händeklatschen dem Manne bedeuten, den bald das Hosianna einer anderen national erregten Volksmenge begrüßen würde! Den nächsten Tag gab's noch eine kurze Zurechtweisung in der 'Neuen Freien' für den diensthabenden Regisseur, der den Autor — »Autor«, nicht Dichter genannt hatte, dann eilte der Prätendent höheren Zielen entgegen. Schon harrte seiner im Hafen von Triest die Galeere, die ihn im Triumph nach jenem Lande führen sollte, das auch von allen gelobt wird, Vergebens drahteten ¹ die Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' — besorgt über das Aufkommen eines neuen orientalischen Souveräns, von dem man doch anstandshalber keine Pauschalien verlangen konnte noch in letzter Stunde: »Königreich *nicht* gründen. Feuilletonhonorar wird erhöht. Karlweis sendet Freikarte zu Retourfahrt.« — Umsonst! Schon schwollen die Segel vor Hochmut, und ein allen Zurückbleibenden günstiger Wind entführte das königliche Geschwader an die Küsten des roten Meeres ...

* * *

Kundmachung

Da es in letzter Zeit bedauerlicherweise wiederholt vorgekommen ist, daß die Besuche der zu Studienzwecken hier weilenden *japanischen Offiziere* von einigen kleinen Geschäftshäusern zu Reklamezwecken benützt wurden, wird hiermit öffentlich bekannt gegeben, daß es der renommierten Firma »*Kathreiners Kneipp—Malzkaffee*« endlich gelungen ist, die Herren *aus-schließlich* für die Zwecke dieses bekannten Geschäftshauses zu engagieren; jene Herren werden von nun an *jede Woche* die ausgedehnten Etablissements des Welthauses besuchen, worüber im redaktionellen Teile der jeweiligen Sonntagsnummer der 'Neuen Freien Presse' in erschöpfender Weise Nachricht gegeben wird. Alle Nachrichten über Besuche bei anderen Firmen sind daher als *tendenziöse Konkurrenzmanöver* zu betrachten, welche gegebenenfalls *als unlauterer Wettbewerb gerichtlich verfolgt* werden. —

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Graf Goluchowski, I. Ballplatz. Wann werden die serbischen Gefangenen amnestiert? Der 13. Jänner ist längst vorbei, und aus Belgrad dringt keine andere Nachricht als die, daß der Onkel Milans, Chef des Verzehrungssteueramtes, 1 ½ Millionen Dinaren defraudiert hat. Das ist doch keine Entschädigung? Ich glaube, die Sache wird unangenehme Folgen für Sie haben. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen in Nr. 28 gesagt. Sie haben den Großneffen des Belgrader Defraudanten in die Wiener Hofburg eingeführt!

1 Drahten - ein Telegramm (Depesche) absenden, auch: ein Kabel senden

F. G. Daß die Schwestern des neuesten Handelsministers Herrn v. Call Klosterschwestern wurden, scheinen Sie ihnen höchlich zu verargen. Sie ziehen offenbar die Mädchen, die nach schweren Seelenkämpfen zu Jours zu gehen sich entschließen, jenen vor, die ins Kloster gehen. Herr v. Call zu Rosenberg aber, der jetzt ins Barbarastift heimgekehrt ist, wird wohl nicht lange Muße haben, frühere politische Sünden zu bereuen. Heutzutage wird ja einem Handelsminister nicht einmal Zeit gelassen, sich notdürftig das Verständnis für Tiroler Weinhandel zu erwerben.

J. Schnitzer, Patriot. Herzliche Gratulation zu den 1000 fl., die Ihnen der Kaiser für die zwei Bände des von Ihnen herausgegebenen Jubiläumswerkes übersenden ließ. Da es sonst nur 500 fl. kostet und eigentlich gar nichts wert ist, dürfen Sie mit der kaiserlichen Spende ganz zufrieden sein. Freilich, der Franz—Josefs—Orden wäre Ihnen lieber gewesen, und als an seiner Stelle die Überzahlung kam, machten Sie alle Anstrengungen bei den Ihnen befreundeten Blättern, damit die herbe Enttäuschung, die Ihnen widerfuhr, nicht ruchbar werde. Ich begreife das. Wem wie Ihnen das Jubeljahr ein Arbeitsjahr gewesen, wer so unermüdlich gestrebt hat, patriotische Rundgemälde und dynastische Prachtwerke zusammenzustellen, wer bei den Bauhandwerkern und Mitarbeitern den gleichen Opfermut und die gleiche Loyalität, die sich von selbst bezahlt macht, vorausgesetzt hat, dem ist wahrlich jede Verbitterung zugute zu halten. Erst kamen die Arbeiter, die den Rundbau aufgeführt hatten, und verlangten ohneweiters Bezahlung; und jetzt wollen gar die Schriftsteller — Johannes Ziegler z. B. — ihre Honorarforderungen gerichtlich durchsetzen. Dabei noch nicht ein Schimmer vom Franz—Josefs—Orden! Nun, der 1000 fl. müssen Sie sich nicht schämen; solch kleinere Verdienste, die Sie sich um das Vaterland erwerben, vermögen die Anerkennung der reinen Sache, der Sie dienen, nicht zu trüben.

H. R. In Ihrer Streitsache gegen den Musikhändler Gutmann bin ich anderer Ansicht als der Bagatellrichter der Inneren Stadt und glaube, daß es nicht »ganz gleich« ist, ob intime Kammermusik im Bösendorfersaale oder im großen Musikvereinssaale geboten wird, und daß Sie nicht vorhalten werden können, den veränderten Sitzplatz zu beziehen. Wenn der Musikhändler, der Ihnen mit dem Verkauf der Karte nicht nur die Einhaltung des Programms (Soiree des böhm. Streichquartetts), sondern auch den bestimmten Saal (Bösendorfer) und den bestimmten Platz gewährleistet hat, eine dieser Voraussetzungen nicht einhalten kann, so haben Sie natürlich Anspruch auf Rückgabe des Geldes. Daß Herr Gutmann im letzten Moment es für möglich hält, einige hundert Plätze mehr anzubringen, und darum einen größeren Saal aufnimmt, kann doch für eine richterliche Entscheidung nicht ernstlich in Betracht kommen. Auch die Verantwortung des Herrn Gutmann, er hätte befürchten müssen, daß noch 400 Personen kommen und ihr Geld zurückverlangen würden, kann dem Richter unmöglich imponiert haben. Und die Beteuerung, daß ihn die Sache eigentlich gar nichts angehe, da er lediglich der Kommissionär gewesen wäre, der den Kartenverkauf gegen Provision übernommen hätte — wolle jemand sein Geld retour, müsse er sich an das böhmische Streichquartett wenden —, hätte vollends eine ernstliche Zurechtweisung verdient. Ich nehme von Ihrer Zuschrift an dieser Stelle Notiz, weil das richterliche Urteil mir ein Interesse des musikalischen Publikums — dem Melba—Pöbel ist es freilich »ganz gleich,« ob er im großen oder intimen Saal von Musik nichts versteht — empfindlich zu treffen scheint. Herr Gutmann selbst hat das gefühlt und von seiner Macht über die Zeitungsleute, die er mit Karten und Inseraten füttert, diesmal ausgiebigen Gebrauch gemacht. Viel kurioser nämlich als die Streitsache zwischen Ihnen und Herrn Gutmann, die schließlich

nur den Bagatellrichter beschäftigte, war das Nachspiel zwischen Herrn Gutmann und der Wiener Presse, mit dem sich's ernster ins Gericht zu gehen lohnt. Der Mann wollte nicht, daß sein Sieg in die Blätter komme, und nach der Verhandlung kam's erst zu Verhandlungen mit der Presse. Er hatte den Prozeß gewonnen und machte Anstrengungen, daß dies dem Musikpublikum, von dem er voraussah, es könnte die Partei des Klägers ergreifen, nicht bekannt werde. Zwei Blätter hatten — unvorsichtigerweise — den Bericht gebracht. Und — ich zitiere Ihr Schreiben — »'Neue Freie Presse', 'Neues Wiener Tagblatt', 'Fremdenblatt' wollten ihn Sonntag morgens bringen. Sonntag ENTSCHULDIGT MAN SICH TELEPHONISCH BEI MIR: GUTMANN HATTE SAMSTAG AN ALLE REDAKTIONEN GESCHICKT, MAN DÜRFE DEN BERICHT NICHT BRINGEN, WIDRIGENFALLS ER KEINE INSERATE MEHR GÄBE. Trotzdem der Bericht schon gesetzt war, unterblieb sein Erscheinen, und dies der Grund, warum ich mich an Sie wandte«.

Kainz—Schwärmerin. Ihre gefühlvollen Vorwürfe haben mich ganz sentimental gestimmt; aber ich fürchte, daß ich unverbesserlich sein werde. Nur einer Bemerkung in Ihrem Schreiben kann ich rückhaltlos zustimmen. Sie lautet: »Die vielen Zuschriften sind Ihnen gewiß manchmal langweilig. Wie viel Unsinn müssen Sie da hinunterschlucken!« Um von Herrn Kainz, zu sprechen, und weit Sie's so gut mit ihm und mir meinen, so nenne ich Ihnen von den jüngeren deutschen Schauspielern einige, die mir besser als er gefallen: In Berlin MATKOWSKY, SAUER, BASSERMANN und Herrn REINHARDT, der ein höchst begabter Lewinsky—Schüler ist und darum im Vorjahre von unseren kritischen Faselhänden als der Gipfel »MODERNER« Schauspielkunst bestaunt wurde; LÜTZENKIRCHEN (München) und HÖFER (Breslau); REUSCH, der im Vorjahre im Carltheater wirkte, und Burg, der jetzt im Raimundtheater den lebendigsten und sichersten Bonvivant spielt. Zum »Schwärmen« haben Sie Auswahl.

Südbahnbeamter. Sie teilen mir mit, daß Herr v. Chlumecky sich neuentens die oberste Kontrolle über die Ausgabe von Freikarten an Journalisten vorbehalten hat, und versichern mir, daß die Angestellten der Südbahn längst darauf verzichtet haben, um Freikarten ins Jenseits anzusuchen. — Über den allerneuesten Südbahnunfall schwieg das 'Neue Wiener Tagblatt'. Der Ehrenmann, der den »Volkswirt« beim 'Wiener Tagblatt' macht, beklagte das Unglück, das über die Südbahnverwaltung hereingebrochen ist, und bedauerte, daß eine pflichtvergessene Publizistik sich gefunden habe, die aus alledem dem Verwaltungsrat einen Vorwurf machen will: das heiße zum Schaden den Spott fügen. Und der Mann bekommt gewiß nicht mehr als das übliche Pauschale!

M. P. Vielen Dank für Ihre freundlichen Worte und beste Wünsche für das ebenso mutige wie amüsante Beginnen.

Dr. R. v. B. in G. Verbindlichsten Dank!

Eine »Melba—Wurzen«. Dank und Gruß!

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Ballkomitees werden er-sucht, die Zusendung von Ehren— u. dgl. Karten zu unterlassen, da der dankbare Herausgeber zur Zurücksendung keine Zeit hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.